

Heinz Florian
Oertel

Wenn man
aufsteht,
wird die
Verbeugung
tiefer

neues leben

Über das Buch

Dieses Buch ehrt den Mann, der »die Stimme des Sports« genannt wird. Und es ist eine Offerte an seine einstigen Hörer und Zuschauer, an seine Leser und all jene, die sich gern an Begegnungen mit ihm erinnern. Schließlich verschanzte sich »Reporterlegende« Heinz Florian Oertel nicht in der Reporterkabine, sondern ging auch dorthin, wo Breitensport stattfand und Menschen sich trafen.

Über den Autor

Heinz Florian Oertel, geboren am 11. Dezember 1927 in Cottbus. Als Siebzehnjähriger wurde er zur Kriegsmarine eingezogen. Aus britischer Kriegsgefangenschaft in seine Heimatstadt zurückgekehrt, arbeitete er zunächst als Schauspieler am Cottbuser Stadttheater und dann als Neulehrer für Sport und Deutsch. Von 1949 bis 1991 war er Sportreporter beim Hörfunk, ab 1955 beim Deutschen Fernsehfunke. Erstmals 1952 aus Helsinki, berichtete er von insgesamt 17 Olympischen Spielen, acht Fußball-Weltmeisterschaften und Eiskunstlauf-Welt- und Europameisterschaften. Nach 1990 arbeitete er beim Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg und beim NDR und war darüber hinaus als Dozent für Rhetorik an der Freien Universität Berlin und als Lehrbeauftragter für Sport und Publizistik an der Universität Göttingen tätig.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Bildnachweis:

Weyrich (S. 124), Klaus Winkler (S. 90) und
Archiv Heinz Florian Oertel

Quellenverzeichnis:

Heinz Florian Oertel: Mit dem Sportmikrofon um die Welt. Berlin 1958
Ders.: Immer wieder unterwegs. Berlin 1966
Ders.: 30 Jahre wie ein Sprint. Berlin 1984
Ders.: Höchste Zeit. Erinnerungen. Berlin 1997
Ders.: Reportagen. Unvergessenes aus 40 Jahren. CD. Berlin 1998
Ders.: Nachspiel-Zeit. Bemerkungen. Berlin 1999
Ders.: Gott sei Dank. Schluss mit der Schwatzgesellschaft.
Berlin 2007
Ders.: Pfui Teufel. Über Verdrängtes und Vergessenes. Berlin 2009
Ders.: Halleluja für Heuchler. Berlin 2011
Manfred Gößinger (Hrsg.): Sportler über Heinz Florian Oertel.
Nennen Sie Ihre Söhne Waldemar! Berlin 2012
Jan Hofer und Heinz Florian Oertel: Ein Leben für den Sport.
Berlin 2012

Verlag Neues Leben –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-355-01865-4

2. Auflage 2020

© 2018 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag, Peter Tiefmann,
unter Verwendung eines Fotos von André Kowalski

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Inhalt

Geleitwort von Klaus Feldmann – 7

Heinz Florian Oertel über seinen Jahrgang – 12

Heinz Florian Oertel als ...

Kind – 15

Ambitionierter Jungsportler – 22

Schauspieler – 27

Lehrer – 35

Nachwuchsreporter – 41

Sportreporter – 51

TV-Moderator – 91

Reisender – 101

Fan – 113

Kritischer Kopf – 125

Heinz Florian Oertel über ...

Heimat – 133

Sportliche Auseinandersetzungen – 133

Breitensport – 134

Vielfalt – 134

Die deutsche Verfassung – 135

Parteien – 135

Lokalpolitik – 136

Kritiker – 136

Ranglisten	_ 138
Leistungssportler	_ 138
Die DDR	_ 138
Parteimitgliedschaft	_ 139
Ehe	_ 140
Doping	_ 140
Fußballmillionäre	_ 141
Pensionen und Renten	_ 142
Feinkost	_ 142
Journalismus heute	_ 142
Die DEFA	_ 143
Laufsport	_ 143
Friedrich Schiller	_ 144
Gleichberechtigung	_ 144
Straßenverkehr	_ 145
Muhammad Ali	_ 146
Gehaltsverhältnisse	_ 146
Die Sturmspitze am runden Leder	_ 147
Falsche Helden	_ 147
Fernsehen	_ 148
Buchmuffel	_ 148
Angst	_ 149
Weibliche Politik	_ 149
Das Potenzial der Kirche	_ 150
Kinder	_ 150
Sport an der Basis	_ 152
Wahlheimat	_ 153
Die Lausitz	_ 153
Das Alter	_ 154
Frieden	_ 154
Unvergessene Reporter-Sprüche	_ 155

Geleitwort

Ich bin vermessen und verdächtige die Leser, nachdem sie sich mit dem Geleitwort vertraut gemacht haben, mich der Lobhudelei für Heinz Florian Oertel zu bezichtigen. Das halte ich aus.

Unangenehm aber wäre es mir, wenn *er* meine Huldigung als überflüssig abtun würde. Seine Meinung zu meiner Arbeit war mir immer wichtig. Dabei gehörte er zu jenen Mentoren meines Praktikums 1955 in der Sportredaktion des Rundfunks, die meine Reporter-Untauglichkeit bestätigten und mir so die Illusion nahmen, ein zweiter Oertel werden zu können, wenngleich sie mir Fähigkeiten zum Sportjournalisten nicht völlig aberkannten.

Diese vierwöchige Lehrzeit war für mich eine nicht mit Geld zu bezahlende Lernzeit an der Seite von Heinz Florian Oertel. Er vermittelte nicht nur spezifische Anforderungen an einen Sportjournalisten, sondern auch Haltungs- und Verhaltensweisen.

Als ich Oertel zur Berichterstattung von der Winterbahn in die Werner-Seelenbinder-Halle begleitete, hatte ich mich schon Tage vorher erst einmal über Wettbewerbe im Radsport belesen. Von einem Omnium hatte ich schon gehört. Was das »Ganze« aber beinhaltet, war mir nicht geläufig. Und als ich Einzelverfolgung, Ausscheidungsfahren, Zeitfahren oder Punktefahren

auf dem Lattenoval staunend und voller Begeisterung verfolgte, musste mich Heinz Florian daran erinnern, dass ein Berichterstatter, bei aller Begeisterung, nicht in Trance verfallen könne, sondern seine Beobachtungen als Notizen festzuhalten habe. Und wenn diese im Augenblick nicht zu verwerten seien: ein Archiv sei die halbe Miete.

HFO besitzt ein solches Archiv – in Ordnung und in einem mit großem Allgemeinwissen gefüllten und geordneten Kopf. Davon abzugeben, mit Kollegen zu teilen, dazu ist er gern bereit. Man muss ihn nur fragen. Ungefragt wird Oertel nicht zum Klugschwätzer. Und da auch er nicht allwissend ist, scheut er sich durchaus nicht, zum Fragenden zu werden.

Gerade was Regeln bei Fremdsprachen betraf, holte er sich gelegentlich Rat von uns Nachrichtensprechern ein. Manchmal gab das die Zeit nicht her, und da konnte es schon passieren, dass der Name des Benannten für dessen Ohr eigenartig klang. Aber das war selten. Namen, die Heinz Florian Oertel in seinen Sportreportagen nannte, sind heute noch ein Wohlklang in meinem Ohr. Und nicht nur in meinem. Während der »Internationalen Radfernfahrt für den Frieden« alljährlich im Mai tönten die Namen der Fahrer aus den Kofferradios in den Städten und Dörfern unseres Landes, wenn Reporter Heinz Florian Oertel Begriffe und Geschehen für die Stimme arrangierte: »Course de la Paix« mit Fahrern wie Romeo Venturelli, Johannes van der Velden, Aurelio Cestari. Auf diesen Namen konnte er sich ausruhen, jede Silbe war gut zu verstehen. Sogar der Pole Andrzej Mierzejewski und der mehrfache sowjetische Etappensieger Dschamoludin Abduschaparow blieben

ohne sprachlichen Makel, wenn Oertel sie zum »Contre la montre« aufrief.

Manch einer mag das als Masche abtun. Ich sehe mich da eher als Bruder im Geiste. Es ist eine Pflicht der Höflichkeit, den Namen eines Menschen korrekt auszusprechen, zumal wenn er einer großen Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Wenn junge Reporter sich Oertel zum Vorbild genommen haben und vielleicht heute noch nehmen und ihm nacheifern möchten, dann sollte das eine der Prämissen für die Berufsausübung sein. Wie überhaupt Oertel großen Wert auf die Pflege seines Handwerkszeuges, der Sprache, legte, wozu ein umfangreicher Wortschatz und der Gebrauch von Synonymen gehören. Es nimmt deshalb nicht wunder, wenn er, damals wie heute, Kollegen bei ihren Reportagen nur kopfschüttelnd zuhören kann, weil sie jegliche Bemühungen zur Weiterentwicklung vermissen lassen, obwohl sie schon Jahre dieser Tätigkeit nachgehen.

Stillstand kannte Heinz Florian nicht. Und er war nicht ausschließlich auf den Sport fixiert. Man hätte ihn getrost zu einer Theaterpremiere als Berichterstatter schicken können und es wäre ein hörenswerter Beitrag dabei herausgekommen. Es wäre ihm nicht ergangen wie dem Sportreporter in einer Anekdote, der für einen Kulturredakteur bei einem Konzert einspringen muss und davon berichtet, dass die Sängerin Lieder von Schubert sang, wobei Schubert verlor und sich in der Halbzeitpause die Ränge leerten.

Seine Vielseitigkeit bewies Oertel mit eigenen Sendungen im Hörfunk und Fernsehen. Sie wurden alleamt Renner: »7–10 Sonntagmorgen in Spreeathen«,

»He, he, he – Sport an der Spree«, »Schlager einer großen Stadt« oder »Porträt per Telefon«, die erste Talkshow im DDR-Fernsehen. Der Bildschirm öffnete sich für ihn als Moderator bei »Ein Kessel Buntes« oder als Partner von Helga Hahnemann. Und ich selbst erinnere mich gern an eine Sendung von Heinz Quermann, in der wir, »Da lacht der Bär« singend, durch den Berliner Tierpark Friedrichsfelde zogen.

Mit dem Ruhm kommt der Neid und der Verruf. Überheblich, unnahbar. Besonders Reisen zu Sportereignissen in westliche Länder, von denen er mehr im Reisepass aufzuweisen hatte als andere Kollegen, brachten ihm den Ruf der Begünstigung ein. Aber es war wohl eher so, dass Heinz Florian Oertel die sicherste Bank für eine gute Berichterstattung war. Auch bei unerwarteten Ereignissen.

Er habe in den Reportagen im Fernsehen nie den Rundfunkmann verleugnen können, habe die Bilder zugequatscht. Nun, soviel ich weiß, will er das auch gar nicht. Wie wir alten Rundfunkleute das sowieso nicht wollen, weil der Rundfunk die beste Lehranstalt war, die wir uns denken können. Er war sich durchaus bewusst, dass seine Fernsehreportagen wortkarger hätten ausfallen können. Ich empfand es nicht als lästig, war doch bei dem, was aus dem Lautsprecher kam, nichts Sinnloses darunter.

In einer Anekdote erfährt man, dass er einmal bei einer Live-Fußball-Übertragung aus dem Moskauer Lushniki-Sportpark mit Darmproblemen zu kämpfen hatte und den Reporterplatz verlassen musste. Er hatte Glück. In der diarrhöischen Sprechpause war kein Tor gefallen. Wieder in der Heimat, belobigte ihn der Intendant für

seine zurückhaltende Berichterstattung, die er sich von ihm nun immer so wünsche.

»Was ist er denn für ein Mensch?«, wird man oft gefragt. In einer Erzählung von Christa Wolf wird über die Hauptfigur gesagt, er sei ein guter Mensch. Das kann ich über Heinz Florian Oertel auch sagen.

Ich möchte noch einmal auf die anfangs erwähnte Winterbahn zurückblicken. Oertel war voll beschäftigt, an ein Verlassen des Reporterplatzes war nicht zu denken. Und so bat er mich, obwohl, wie er ausdrücklich betonte, das nicht zu meinen Aufgaben gehöre, Würstchen zu holen und drückte mir Geld in die Hand. Ich beeilte mich, den langen Weg schnell zurückzulegen, damit das Gewünschte wenigstens lauwarm bei ihm ankam. Sein erster Satz war: »Wo sind deine Würstchen?« Meine Druckserei deutete er richtig, dass ich von seinem Geld für mich keine Würstchen gekauft hatte, und er ahnte, dass mein Stipendium diese Sonderversorgung nicht mehr zuließ. Er machte mir klar, dass für alle Zukunft gelte, wenn er mich bitte, Essen zu besorgen, ich immer einbezogen sei.

Ich stehe auf und verbeuge mich, dankbar, dass Heinz Florian Oertel ein Teil meines, wie er sagen würde, Lebensmarathons ist.

Klaus Feldmann

Heinz Florian Oertel über seinen Jahrgang

27er, na und?

Richtig, geschätzter und kritischer Leser – na und? Warum sollten 27er, also 1927 Geborene, was Besseres oder Interessanteres sein als 28er, 29er, 30er ... und, und, und? Dennoch wird es vielen Menschen ähnlich gehen, nämlich wissen zu wollen, wer ist auch so alt, so jung wie ich? Mit welchen Lebensabläufen lässt sich meiner vergleichen?

Sicherlich sind das nicht die himmelbewegenden Fragen, aber ... Warum auch nicht?

Mir schickte ein Freund zum Geburtstag eine originelle Glückwunschkarte. Vorn prangt bunt die Superfeststellung: 1927 war ein Spitzen-Jahrgang. Ich machte mir dann nicht die Mühe, nachzuprüfen, ob das auf allen ähnlichen Pappen auch behauptet wird. Ich vermute stark: ja. Immer.

Also zum 27er »Spitzenjahrgang«!

Als mich im Cottbuser Osten damals eine Hebamme (die ich später persönlich kennenlernte) aus dem Körper meiner Mama Anna Bombeck-Oertel »befreite«, lebten in Deutschland 64 023 619 Einwohner. Mithin, ich wurde für Sekunden der »Einmalige« 64 023 620ste, ein fast neun Pfund schwerer Dicker. Meine Mutter brachte

mich an einem Sonntag, dem 11. Dezember, um 11 Uhr vormittags auf die Welt. Ich bin Schütze-Kind und hatte tatsächlich viel, viel Glück.

Hans Rosenthal wäre jetzt hochgesprungen: »Das ist ... – Spitze!«

Ich sage: Danke, Mama und Papa. Im Himmel sehen wir uns wieder.

Heinz Florian Oertel als ...

... Kind

Herkunft

Ich schäme mich, dass ich mich schämte.

Riefen die Lehrer einzelne Schüler auf und fragten nach den Eltern, Beruf des Vaters und so weiter, bekam ich rote Ohren. Immer hoffte ich, man würde mich übersehen. Blättern andere im Klassenbuch, wo bekanntlich alles Schwarz auf Weiß zu lesen war, duckte ich ab. Links und rechts antworteten Mitschüler: »Mein Vater ist Apotheker«, »Meiner ist Chemiker«, »Ingenieur«, »Studienrat«, »Bibliothekar« ... Da konnte ich nicht mithalten. Ich hatte das Gefühl, wenn ich mein »Weber« oder »Tuchmacher« murmelte, grinnten die anderen. Später musste mein Vater, der bis dahin wegen einer Herzgeschichte nicht einberufen wurde, in einen Rüstungsbetrieb. Dort stank es jämmerlich nach allen möglichen Giften. Aus allem machte man Kunstfasern und wer weiß noch was. Jetzt nannte sich Vater Chemiewerker. Mich verführte das zum Schwindeln. Kam ein neuer Lehrer, viele bekannte verschwanden in letzte Wehr-

machtsaufgebote, und fragte nach dem Vater, nusichelte ich ein Mischmaschwort wie »Chemwiker« ...

Warum, dachte ich hundertmal, warum bin ich gerade so, hierher geboren? Mein Vater Weber in einer Tuchfabrik an der Spree, meine Mutter Reinemachefrau im Lehrerbildungsinstitut um die Ecke. Und wir wohnten zu viert in Stube und Küche. Mutter, Vater, Schwester und ich. Bis zu meinem vierzehnten Geburtstag. Nach der Schule brachte ich Vater das Essen in die Fabrik. Ich trug seine abgelegten Schuhe und gestopften Pullover. Einen Wintermantel kannte ich nicht. Zur Konfirmation bekam ich mein erstes eigenes Jackett.

Warum schämte ich mich?

Ich wusste, andere wohnen besser. Meine Klassenkameraden besitzen richtiges Sportzeug, Fußballstiefel, Badezeug, im Winter Skier, manche ein Fahrrad. Für mich: Fehlanzeige. Weihnachten, wenn es anderswo trotz der miserablen Zeit noch Geschenke gab, Neues, pinselte Vater auf meine Spielsoldaten neue Dienstgrade. Aus einem Gefreiten machte er per Pinselwinkel einen Obergefreiten, aus einem Leutnant mit Klecks einen Oberleutnant. Das war's. Halt, und dazu mein Lieblingsessen: Kartoffelsuppe mit Bockwurst. In der Schule rangierte ich mit den Leistungen vor vielen, aber die lagen dafür im Leben vorn. Das wurmte. Immer wieder.

Vater konnte für seine Herkunft so wenig wie ich für meine. Die Oertels stammten aus Niederschlesien und waren meist Arbeiter. Vater wuchs zudem in einer ähnlich erbärmlichen Zeit auf. Im Ersten Weltkrieg waren fast alle Lehrer an die Front beordert. Immer wieder fiel Unterricht aus. Entsprechend war das Lernniveau. So »ausgebildet«, geriet er auf den Arbeitsmarkt der Nach-

kriegsjahre. Eine Katastrophe. Null Berufschancen. So, wie heute wieder für viele junge Leute. Dann glückte eine kurze Bäckerlehre. Es folgte Arbeitslosigkeit. Viele Jahre. Weimarer Republik. Und dann kamen wir. Zuerst ich, dann meine Schwester.

Mein Cottbus

Sprem, Cottbuser Kürzel für Spremberger Straße. Die Straße der Stadt. Überheblich ließe sich auch feststellen – unser Ku’damm. Oben, am südlichen Ende, überragt der Spremberger Turm altbürgerliche Wohn- und Geschäftshäuser, Banken und vorbeiquietschende Straßenbahnen. Dieser dicke Turm mit seinem steinernen Bauch ist fast so alt wie meine Heimatstadt, die immerhin schon über 770 stolze Jahre auf dem Buckel trägt. Hussiten bissen sich am Turm die Zähne aus und Wallensteins Plünderer. Er nahm Pestkranke auf und später hugenottische Emigranten. Dann rissen ihm der Siebenjährige Krieg und Napoleons Truppen Wunden. Baumeister Schinkel heilte sie mit neuen Zinnenkronen, die noch immer halten.

Mich brachten der Zufall und natürlich meine Mutter in Cottbus auf die Welt. Ich liebe die Stadt. Früher hieß sie Chotibus, Godebuz, Choschobuz und Kottbus, Sorbisch immer Chosebuz. An ihrem Wahrzeichen, dem Turm, nahm vieles seinen Lauf. Beim Dickbäuchigen hatte ich mein erstes Rendezvous ...

... Nachwuchsreporter

Erste Höhenflüge

Mit knapp neunzehn Jahren kehrte ich aus dem Krieg nach Hause zurück. Meinem Wunsch, Rundfunkreporter zu werden, stand viel, noch viel zu viel entgegen. Dieser Wunsch war schon in der Schulzeit gewachsen. Er wurde geweckt durch erste Radioeindrücke, durch das persönliche Sporttreiben und durch ziemlich gute Deutscheistungen. Resultate in Rezipatorenwettbewerb, Mitwirken in Schulaufführungen, das Lesen der Sportberichte trugen dazu bei. Vor allem aber auch das »Anfeuern« meiner Klassenkameraden und Freunde, die immer wieder forderten: »Los, erzähl, mach eine Reportage!«

Dann legte ich los! Ich ließ Jesse Owens gegen die anderen Berliner 100-Meter-Finalisten der Olympischen Spiele von 1936 flitzen, den kleinen Japaner Murakoso über 10 000 Meter einen verzweifelten Kampf gegen die Übermacht der drei Finnen Salminen, Askola und Iso-Hollo führen, schilderte mit geschlossenen Augen, wie Johnson, Albritton, die langen, geschmeidigen Afro-amerikaner, bei 2,03 Meter über die Latte rollten, ließ Lehner und Szepan Tor auf Tor schießen, erfand aber auch völlig fiktive Vergleiche und Rennen, in denen sich die Ereignisse derart überschlugen, dass meine Zuhörer in der Schulstundenpause oder nachmittags am Stadionrand Mund und Nase aufsperrten. Erst der energische Lehrer- oder Trainerauftritt brach solche »Übertragungen« ab ...

Zufälle

Beim »Dickbäuchigen« – Sie erinnern sich?, der Cottbuser Turm! – hatte ich auch eine Begegnung, die so vieles veränderte und mich auf neue Pfade führte ... Im Herbst 1949 lief mir ein alter Schulfreund über den Weg. Wir hatten uns lange nicht gesehen. Nun brachte er diese Neuigkeit: »Du, für kommenden Sonntag suchen die einen Reporter. Irgendetwas vom Sport soll übertragen werden. Cottbus besitzt jetzt ein Rundfunkstudio. Das gehört zum Landessender Potsdam, und der ist das Radio vom Land Brandenburg ...«

Seither frage ich mich immer wieder, was wäre geworden, wenn es nicht jenen Zufallstreff gegeben hätte, wenn dieser Schulfreund nicht mich, sondern irgendeinen anderen informiert hätte? Lebenskonjunktive!

Start!

Es ging um ein Spiel. Ein Handballspiel. Eines für Frauen und um die Brandenburgische Landesmeisterschaft. Im Feldhandball, den heute kaum noch jemand kennt. Handballerinnen aus Luckenwalde und Spremberg trafen sich im Cottbuser Stadion an der Spree, später Stadion der Freundschaft.

Keine der damals Beteiligten wird mir böse sein, wenn ich heute schreibe: Viel war nicht los. Aber, Herrgott-nochmal, schließlich war es auch die Zeit der Lebensmittelkarten, der immer noch dünnen Wassersuppen, schlechten Kleidung, alten Schuhe und abgenutzten Bälle. Und Petrus spielte auch nicht mit. Statt Streichel-einheiten der Sonne schickte er Regen. Keine hundert

... Sportreporter

Training

Bestimmt hat es fast jeder im Bummelzug zwischen Cottbus und Königs Wusterhausen bemerkt. Meist waren es nur zwanzig oder dreißig Verschlafene, die sich früh um fünf Uhr mit mir in die alte Dampflok-Vehikelkette hievten. In einem der leeren Abteile, Nichtraucher, zweiter Klasse, versuchte sich ein junger Bursche an dem, was er immer tat – er sprach. Ich trainierte Reportieren.

Vorbeihuschende Heuschober zwischen Vetschau und Lübbenau, Spreewaldstörche zwischen Lübbenau und Lübben, die märkische Heide von Oderin, Halbe bis Groß-Köris, alles, was mir vor die Pupillen kam, erhielt meinen Beschreibungsversuch. Manchmal hörte mir der Zeitungsverkäufer, der immer in Köris ausstieg, zu, denn ihm, der so früh noch kein richtiges Geschäft machen konnte, vertrieb ich die Langeweile. Später, als mich mancher schon aus dem Radio kannte, klopfte er mir wie ein Verbündeter auf die Schulter: »Mensch, ich freue mich mit. Das hat sich doch gelohnt ...«

Im Laufe der Jahre, von 1950 bis 1956, ging das immer so weiter. Zigmal, Hunderte Male vielleicht, zuckelte ich vom alten Zuhause nach Berlin. Königs Wusterhausen raus, rein in die S-Bahn, und dann nach dort oder dort. Unterwegs kannte ich bald jeden Baum und Strauch. Ich redete und redete, suchte nach möglichst neuen Wörtern und Bildern und erschreckte die, die das WC aufsuchten oder aus einem anderen Grund durch mein Abteil stolperten.

Etwa ab Sommer 1957 quasselte ich dann mein erstes Auto und später alle folgenden voll. Ein paarmal – aber wirklich selten – zeigte mir ein Vorbeirauschender den Vogel. He, Spinner, mag er gedacht haben, was ist los mit dir, achte lieber auf den Verkehr ... Was ich auch tat.

Übrigens, ich halte das bis heute durch. Noch immer, wenn sich die Gelegenheit bietet, häufig zwangsweise im Stau, spreche ich. Jetzt sind es seltener Schilderungen, sondern meist reine Sprechübungen. Babebibobubeibaubeu, dadedidodudeidaudeu ... oder ich deklamiere vor zig Jahren einstudierte Rollentexte.

Nalepastraße

Was ihr Name bedeutet, nach wem sie benannt ist? Das erfuhr ich erst spät: nach dem Färbereibesitzer Paul Nalepa. Bekannt wurde sie jedenfalls durch den Rundfunk, der sich dort Anfang der Fünfziger einquartierte und vom Provisorium zum Großprojekt wuchs. Inmitten von Kleingarten- und Industrieanlagen, direkt am idyllischen Ufer der Spree, war es vielleicht eine der merkwürdigsten Radio-Einrichtungen der Welt. Knapp vierzig Jahre aber lebten wir an diesem Ort ein hochinteressantes Rundfunkleben.

Dass es dazu kam, hat wieder seine spezielle Geschichte. Eine politische, wie meist im Leben. In Kürze geschildert, passierte Folgendes: Fünf Jahre nach dem Irrsinnskrieg grummelte es schon wieder. Die im Krieg gegen die Nazis Verbündeten, die Alliierten, kriegten sich langsam, aber sicher in die Haare. Besonders in Berlin. Und auch für den Rundfunk war der Ärger vorprogrammiert. Nach Siegerbeschluss unterstanden das

Funkhaus in der Masurenallee, Führung und Programm, der sowjetischen Besatzungsmacht. Da das alte Reichsrundfunkhaus aber im britischen Sektor lag, ist vorstellbar, wie alle Querelen wucherten. Das Ende vom Lied: der politische Ostsektor, inzwischen Hauptstadt der DDR, musste sich im Ostteil der Stadt ein neues Funkhaus schaffen.

Nun trennten sich die Wege. Für beide Teile, auch für die beiden Funkhäuser, für das alte und das neue, brachen andere Zeiten an. Westler, dort zuhaus, blieben zum Großteil im Westen. Ostler gingen mehrheitlich in den Rundfunk-Osten. Im Funkhaus Masurenallee entstand der SFB, Sender Freies Berlin. Sportchef wurde, blieb Herbert Schmidt.

Aus dem alten Funkhausbetrieb waren wir drei junge Leute, die zur vorläufig neuen Sportredaktion in den Ostteil wollten. Marian Homrighausen, der sich seit geraumer Zeit für den Sportfunk bewarb, Wolfgang Reichardt, der aus Wriezen im Oderbruch stammt und schon in der Masurenallee als vielseitig-talentierter junger Mann auffiel, und ich, der Lausitzer. Als Zwischen-Funkhaus war ein Gebäude direkt an der traditionsreichen Grünauer Regattastrecke, am Dahme-Ufer vorgesehen. Die knappe Zeit in Grünau war angenehm. Alles war nur sehr weit von der eigentlichen Großstadt weg, und mit Straßenbahn, S-Bahn – also öffentlichen Verkehrsmitteln – brauchten wir Stunden. Vertane Zeit.

Deshalb freuten wir uns, als Flüsterpropaganda Wahrheit wurde: In der Schöneweider Nalepastraße entsteht das neue Haus, und dort wird es mit den Kollegen vom bisherigen Mitteldeutschen Rundfunk eine Zusam-

... TV-Moderator

Selbst ist der Mann

Ich war immer der Meinung, ich mache etwas, wofür ich verantwortlich bin, aber am verantwortlichsten ist man doch sich selbst gegenüber. Mir war – zunächst rein gefühlsmäßig – mehr oder minder alles suspekt, bei dem ich auf viele Helfer angewiesen war. Von »Porträt per Telefon« beispielsweise liefen 254 Sendungen mit sehr interessanten Leuten ... Ich war voll verantwortlich. Und sie wurde von drei Leuten gemacht! Ein Kameramann im Studio, im kleinsten Studio von Adlershof, eine Aufnahmeleiterin, die mir geholfen hat, und ich. Es redete mir glücklicherweise auch keiner rein, weil die Sendung erfolgreich war. Ich konnte machen, was ich wollte. Je mehr Helfer man brauchte, desto unsicherer war mir zumute. Ich will mich nicht auf das verlassen, was andere mir vorbereiten. Nein. Insofern war ich – meine Freunde haben mir das freundlich gesagt, und meine Widersacher haben es mir hämisch gesagt – immer ein Einzelgänger. Solist.

Schlager im Fernsehen

Schon Ende der Fünfziger stand ich mit Margot Ebert in Oberhof bei einer »bunten Sendung« vor Live- und Publikumskamera. Es war das Übliche. Etwas Musik, etwas Artistik, etwas Wort, Soli und Gespräche. Da es wohl nicht zum Schlechten zählte, folgten bald weitere Auftritte. So moderierte ich eine der ersten TV-Quizreihen. Die Sache hieß »Richtig geschaltet«.

Zum richtigen Schlager mauserte sich ein anderes Konzept. Im Hörfunk lief seit einigen Jahren die bereits beschriebene Unterhaltung zum Thema Berlin. Mitte der Sechziger ritt mich die Idee, Ähnliches im Fernsehen umzusetzen. Die »Pilotsendung« – wie man heute sagt – hieß »Schlager aus Berlin«, Folge 1, »Schlager in der Schönhauser«. Gemeint war natürlich die Straße im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg. Aus dem Musiktitel »Wenn in der Schönhauser die Lichter glühn ...« machten wir eine 45-minütige Unterhaltungsreportage mit Schlagersängern und originellen Berlinern, die auf dem Boulevard des Nordens lebten. Wir zogen mit Kamera und Mikrofon durch dieses Traditionsstück Prenzlauer Berg. Es klappte. Aus einer Sendung wuchs eine Reihe. Müggelsee und Alex, Grünau und Pankow, Bekanntes und weniger Bekanntes. Musik und Reportage.

Für mich bedeutete das Neuland vorm Mikrofon ...

Aus »Schlager aus Berlin« entstanden die »Schlager einer kleinen Stadt«. Just nach dem bewährten Berlin-Grundmuster zuckelten wir nun über Land. Tangermünde, Barth, Bad Kösen, Waren, Radeberg, Sohland, Arnstadt, Schwarzenberg ... wurden Stationen. In jedem Ort entstanden freundliche Zuschauerkontakte. Daran zu denken macht mich noch jetzt froh und heiter. Was war das für Zeit! Was für Arbeit! Wieder mixten wir Musik und Reporterwort. Dazu originelle Trickfiguren, die aus dem Wappentier entstanden. Mit von der Partie waren Julia Axen, Bärbel Wachholz, Chris Doerk, Annekathrin Bürger, Frank Schöbel, Rex Gildo, Rainer Süß, Eberhard Cohrs, Rolf Herricht ...

Und siehe da, es folgte noch und bis weit in die siebziger Jahre eine dritte Etappe: »Schlager einer großen

Stadt«. Wir drehten in Budapest, Warschau, Moskau, Prag, Krakau, Dresden, Rostock, Karl-Marx-Stadt. Nun zählten auch internationale Stars zum Team. Larissa Luschina, Susa Koncz, Jean-Claude Pascal, Edda Cameron, Renate Blume, Peter Schreier, Gisela May ...

Wir erhielten Anerkennung und Preise. Was ich bei dieser Arbeit lernte, kam mir bei vielen folgenden

Unterhaltungssendungen zugute. In der alljährlichen »Nacht der Prominenten« spielte ich mehrmals den Zirkusdirektor, war Illusionist mit Gerd Natschinski, ich »zersägte« Gaby Seyfert ... Es folgten Sendungen mit Helga Hahnemann und O. F. Weidling ... Runde 25 Show-Time-Jahre bis hin zur »Ein Kessel Buntes«-Moderation in den Achtzigern ... Und da mir das gerade einfällt, füge ich es an: Ich habe auch selber gesungen. Manchmal wurde ich gefragt: Warum singen Sie denn auch? Ja, warum? Ich habe Spaß daran empfunden und konnte mich immerhin mit dem, was ich am Cottbuser Stadttheater gelernt hatte, vor ein Publikum wagen.

Porträt per Telefon

Ganz schön heiß, weil live, ging es für mich bei »Porträt per Telefon« zu. Fast fünfundzwanzig Jahre, über 254 Sendungen, behauptete sich das im Programm. Ohne Teamwork wäre das nie gegangen. Von den Regisseuren bis zur Studioteknik boten alle Qualität. Zudem galt »PpT« als eine der produktionsbilligsten Sendungen dieser Jahrzehnte. So bekamen alle prominenten Gäste, alle ohne Unterschied, fünfhundert Mark Honorar. Egal, ob Prof. von Ardenne, Prof. Felsenstein, Prof. Heinz, Prof. Klinkmann, Gisela May, Helga Hahnemann, Katarina

Witt, Prof. Dr. Dathe, Jutta Deutschland, Prof. Heisig, Gojko Mitić, Dean Reed, Prof. Kurt Masur, Prof. Althaus, Agnes Kraus, Ekkehard Schall, Ulrich Mühe ... 254 Partner.

Zu Agnes Kraus. Sie war eine großartige TV-Schauspielerin, eine prima und zugleich schwierige Frau. Unberechenbar. Schon vor dem Live-Gespräch brachte sie mich mit Erzählungen verrückter Lebens- und Theaterdetails ins Schwitzen. Immer bremste ich: Agnes, muss das sein? Passt das dahin? Während der fünfundvierzig Minuten Sendung rutschte ich dann wie auf dem »heißen Stuhl« hin und her. Wird sie, wird sie nicht? Uff – es blieb beim Nicht. Als ich das – alldruckbefreit – Agnes danach erklärte, antwortete sie Agnes-stark: »Das verstehe ich nicht ... Wir wollten doch beide nur Vernünftiges sagen. Ich habe mich darangehalten.«

Für eine reine Wortsendung registrierten wir erstaunliche Zuschauerzahlen. Heinz Quermann sahen 24 Prozent aller möglichen Gucker, Marianne Wünscher 23,5 Prozent, Katarina Witt 22 ... Und auch dabei ist unbestritten: Wieder gehörten zum Seherstamm viele aus der alten Bundesrepublik und besonders aus Berlin-West.

Lange vor Ausbruch der Talk-Manie versuchte »Porträt per Telefon« mit dem Live-Gespräch und den Zuschauerfragemöglichkeiten die vielleicht ehrlichste Form eines Porträts. Ohne Vorgefertigtes, Vorgestelltes, Vorgestelztes, was alles Wahrheit, Menschen-Wahrheit mindert.

Heinz Florian Oertel über ...

... Heimat

Ich bezeichne mich als einen durch und durch überzeugten Brandenburger, Märker, Spreewälder. Heimat ist für mich vor allem das Lebensfeld zwischen Cottbus und Berlin. Wie oft bin ich diese Strecke gefahren! Mit dem Bummelzug, dann mit dem D-Zug, wenn er, aus Breslau kommend, in Cottbus hielt – und ich das Geld hatte, zu bezahlen. Damals kam ich aber zu dem Schluss, dass ich für das, was in mir ruhte und was ich mir erträumte, Cottbus hinter mir lassen musste. Es war nicht so, dass mir irgendjemand zugeredet hätte. Ich wusste es einfach, und es hat mich angetrieben.

... Sportliche Auseinandersetzungen

Nach dem, was ich als junger Mensch erlebt hatte, war mir wichtig: Sport ist das Gegenteil von Krieg. Sport führt Menschen zusammen. Für Sportler gibt es nur eine Absicht: sich gegenseitig zwar besiegen zu wollen, aber mit fairen, mit anständigen Mitteln und nicht

mit Waffen und mit Munition. Da ich Krieg hasse, ist es auch logisch, dass ich Sport verehere und Sportanhänger wurde. Ich mag den Sport nicht nur, weil er über viele Jahre mein Brotgeber war, sondern weil ich ihn für sehr, sehr wichtig halte für das friedliche Zusammenfinden der Menschen.

... Breitensport

Neben dem Geld- und Goldsport lebt immer noch, weil unsterblich, der »kleine Sport«, der für jedermann. Freizeit- und Erholungssport, Vereinssport, Seniorensport, Kinder- und Jugendsport ... Dort ist zwar die Sportwelt auch dann und wann »erkältet«, aber und zum Glück noch nicht richtig krank. Dieser Sport war und ist und bleibt »des Volkes wahrer Himmel«. Gott sei Dank ...

Vergessen wir nie, Sport soll Vergnügen, meinetwegen auch Belustigung bleiben. Nehmen wir das Wort Sport beim Wort! Lustiger, freundlicher, immer friedlich! Und, klar, er kann, er soll uns auch gesund erhalten oder wieder gesünder machen. Sport ist und bleibt ein gesellschaftlicher Tausendsassa. Er ist ein Magnet, zieht Menschen an und führt sie zusammen. Es lebe der Sport!

... Vielfalt

Gerade dass wir verschieden sind, Westfalen und Mecklenburger, Thüringer und Schwaben, Spreewälder und Schwarzwälder ... das alles kann doch gut und ange-

nehmster deutscher Reichtum sein – wenn, ja wenn der Grundkonsens vorhanden ist: Wir gehören alle zusammen, akzeptieren und respektieren uns, sind vor dem Gesetz alle gleich und machen gemeinsam Deutschland tolerant und stark!

... Die deutsche Verfassung

Für alle 80 Millionen gilt dieselbe Lebensspielregel, das Grundgesetz der Bundesrepublik. Mir scheint es ebenso richtig wie wichtig, oft daran zu erinnern. Alle Deutschen können nach und mit diesem Gesetz nicht nur gut leben, sondern auch stolz darauf sein. Allerdings erfüllt sich diese Hoffnung nur, wenn die jeweils regierenden Politiker und Parteien das Grundgesetz von 1949 immer weiter respektieren. Nur dann wird es, bleibt es tatsächlich Gesetz ihres Handelns und unseres Zusammenlebens.

... Parteien

Wichtigster Satz des Grundgesetzartikels 21 ist der erste: »Die Parteien wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit.« Achtung – bitte genau interpretieren: ... wirken mit! Wie aber spielen sich die Parteien auf? Ich meine Parteien, deutsche Parteien aller Couleur. Sie mengen, mischen sich, drängeln in nahezu alles Gesellschaftliche, Wirtschaftliche, Kulturelle ... Und das noch oft mit dümmlicher Penetranz.

Unvergessene Reporter-Sprüche

Schwimmwettkämpfe:

**»Und jetzt wickeln die Frauen ihre 100 Meter
Brust ab ...«**

Fußball-WM 1974, BRD gegen DDR, Schwenk über die
DDR-Fankurve im Hamburger Volksparkstadion:

»Hier sehen Sie unsere Touristen!«

Eiskunstlauf, Gabriele Seyfert setzt zur Pirouette an:

»Jetzt dreht sich ihr Röckchen im eigenen Wind.«

Über Manfred Deckert, Skispringer der achtziger Jahre:

»Der Mann mit den Pferdeschenkeln!«

Volle Emotion für den Fußball:

**»Wenn ich Haare hätte, ich würde sie
mir raufen!«**

Geher Hartwig Gauder, später Olympia-Sieger im Gehen, überschätzt sich bei einem seiner ersten wichtigen Rennen in Chemnitz mit der Startnummer 123 maßlos, wird durchgereicht und schließlich überrundet:

»1, 2, 3, will denn keiner mehr vorbei?«

Christine Wachtel gewinnt das Weltcupfinale über 800 Meter 1985 in Canberra:

»Der Wachtelflug!«

Helmut Recknagel holt sich 1962 in Zakopane den Skisprung-Weltmeistertitel:

**»Das war kein Menschenprung mehr,
das war ein Adlersturz!«**

Fußballer Hartmut Schade stürmt aufs gegnerische Tor zu, hat die Entscheidung auf dem Fuß:

»Schade, Schaade, Schaaaaade ... schade.«

Der erste Friedensfahrt-Etappensieg von Täve Schur bahnt sich an, 1955:

**»Jetzt springen schon die 45 000 von den Sitzen –
der erste große Schrei steigt vom Himmel,
ein Tornado von Beifall entdeckt Gustav-Adolf
Schur ... Wir haben gewonnen! ... Ich freue mich
so unsäglich, für ihn, für mich, für uns alle!«**